

Giampaolo Simi  
CAMORRISTA



Giampaolo Simi

# CAMORRISTA

Roman

Aus dem Italienischen  
von Ulrich Hartmann

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel  
»Rosa elettrica« bei Einaudi in Turin.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

Copyright © 2007 Giulio Einaudi Editore s.p.a., Torino

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

beim C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-10005-9

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

Alle Kreaturen der Abgründe  
sind Fleischfresser.



Für Anna Maria



## I

Als ich klein war, nannten sie mich das elektrische Mädchen.

Wenn sie uns ins Bett brachten, knipste mein Bruder Diego das Licht aus und wollte, dass ich »Glühwürmchen« mache. Jeder synthetische Pullover knisterte und sprühte Funken, sobald ich ihn über den Kopf zog.

Das gefiel ihm wahnsinnig, kam ihm vor wie Zauberei. Mir gefiel es ein bisschen weniger, wenn ich an der Autotür, am Toaster oder an der Antenne des tragbaren Fernsehers einen Schlag bekam. Diego schloss daraus, ich hätte Superkräfte, und so bat er mich eines Tages, die kleinen Batterien des Walkmans, den er zu Weihnachten bekommen hatte, die ganze Nacht lang fest in meiner Hand zu halten.

Am nächsten Morgen funktionierte sein Walkman wieder. Dann stimmte es also, ich hatte Superkräfte. Ich glaubte daran, ohne mich groß zu wundern. Es erschien mir durchaus wahrscheinlich, dass es Menschen mit Superkräften geben konnte.

Meine Superkräfte mussten ein Geheimnis zwischen Diego und mir bleiben, doch an dem Tag, als ich zum ersten Mal meine Zahnspange trug, musste ich erleben, wie meine Beliebtheit in der Klasse massiv einbrach, und da erzählte ich den anderen davon. Ich prahlte geradezu mit meinen Superkräften, und eine Klassenkameradin gab mir die dicken Batterien einer dieser Puppen, die weinen können, zum Aufladen.

Da es ja größere Batterien waren, verkündete ich mit Ken-

nermiene, dass ich mindestens zwei Nächte brauchen würde. Voller Angst, mein Bruder könnte etwas merken, umklammerte ich die Batterien drei Nächte lang, die letzte davon schlaflos. Doch diese dumme Puppe wollte einfach nicht weinen.

Ich wurde zum Gespött der Klasse. Als ich meinem Bruder alles gestand, war sein Urteil eindeutig: Wer seine Superkräfte offenbart, verliert sie für immer.

Einen Monat danach erklärte mir mein Vater, dass Diego immer die Batterien ausgetauscht hatte, während ich schlief. Und was aufladbare Batterien anging, so würden sie eines Tages überall verbreitet sein, und das wäre dann für die Natur viel besser. Die Natur war mir schnurz, und ich fühlte mich ganz schlecht, hauptsächlich weil niemand Superkräfte hatte.

Ich fragte ein paar Mal bei meinem Vater nach.

»Nein, niemand«, sagte er jedes Mal.

»Du auch nicht, Papa?«

»Aber nein.«

Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einer todtraurigen Welt zu leben.

Ein Therapiezentrum ist auch kein besonders fröhlicher Ort.

Aber das hier befindet sich in einer Benediktinerabtei (was will man mehr). Sie heißt Spaccavento, und ich habe sie immer aus der Ferne gesehen. Ich muss sagen, sie hat schon ihre Wirkung, wenn man sich ihr auf dem alten Weg voller Teerkrusten nähert (die vielen Schlaglöcher haben allerdings auch ihre Wirkung auf meine beginnende Blasenentzündung).

Nach der (hoffentlich) letzten Kurve ragt die Einfriedungsmauer vor mir auf, hoch und senkrecht wie ein mit Kletterpflanzen überzogener Deich.

Ich stelle den Motor ab und stütze mich aufs Lenkrad. Der Glockenturm der Kirche, eckig und aus grobem Stein gemauert, erhebt sich über den dunklen Spitzen der Zypressen. Ich hole ein Erfrischungstuch aus der Handtasche, kon-

trolliere im Rückspiegel mein Aussehen und beschließe, den Lippenstift aufzufrischen (nicht zu wenig, aber auch nicht übertrieben viel).

Ich mache die Wagentür auf. Wenn Gott existiert, wird er sicher wissen, wie sehr ich jetzt, im Alter von dreißig Jahren, eine dieser Superkräfte brauchen könnte. Irgendeine, er kann sich eine aussuchen, egal welche.

Doch das einzig Elektrische, das ich spüre, ist ein Kribbeln im Knie. Ansonsten ist auch das Handy auf null. Kein Saft und kein Netz.

Hier drinnen sind überall Skelette.

Ich bin von langen Knochen umgeben. Von krummen alten Knochen.

Die auf der anderen Seite des Tisches mustern mich eingehend. Sie sind zu dritt.

»Daniele Mastronero, genannt *Cocíss*«, beginnt der Typ in der Mitte, der im blauen Anzug. »Ja, wie der Apachenhäuptling. Man nennt ihn wohl deswegen so, weil er zwei gleiche Narben unter den Augen hat. Wie die Kriegsbemalung der Indianer. Unser Mann war der Gebietsverantwortliche für den Block K, den nördlichen Bereich des Viertels 167, zwei Drogenumschlagplätze, ein Dutzend Soldaten, dazu die Dealer, die Schmieresteher und die Wachtposten. Heroin, Kokain, Crack und *Fläschchen* zu erschwinglichen Preisen. Sieht so aus, als hätte er seit ein paar Monaten direkt mit den Lieferanten verhandelt.«

Der Typ im blauen Anzug hat beinahe weißes Haar und schwarze Augenbrauen. Kleine, misstrauische Augen von einem, der nur jedes Schaltjahr mal lacht. Er schließt die Mappe und räuspert sich.

»Wir haben ihn am frühen Morgen aufgegriffen, in einem verlassenen Zigeunerlager. Mastronero hatte sich in einem Wohnwagen versteckt, den er mit seinen Komplizen benutzte, um, wie er es nannte, bestimmte Probleme bei der Arbeit zu lösen. Hier sind die Fotos der Inaugenscheinnahme und eine unvollständige Liste des sichergestellten Materials.«

Er reicht mir ein Dutzend zusammengehefteter Blätter.

»Wollen Sie einen Blick darauf werfen? Bitte.«

(Ich lege keinen Wert darauf.)

»Danke.«

Sie sehen mich alle drei an, mehr oder weniger aufmerksam. Es ist ein Test. Und aus den Schaukästen, ohne erkennbare Ordnung an den Wänden aufgestellt, starren mich die traurigen Augenhöhlen leerer Schädel an.

Die Fotos hat man von eins bis fünfundzwanzig durchnummeriert. Die Wände und der Boden des Wohnwagens sind übersät mit Spritzern. Weitere Aufnahmen zeigen eine Autobatterie mit Kabeln und Klemmen, eine Nagelzange, weiße Plastikflaschen, einen Schuh. Ich überfliege die Auflistung des sichergestellten Materials: »2 große Zehennägel, ganz; 1 distales Zehenglied, an einem Ende zerquetscht; 5 Knorpel-fragmente einer Hörmuschel; 1 Stück Kopfhaut, rechteckig, ungefähr 3,5 cm × 1,2 cm mit ausgefranzten Rändern...«

Ich schließe das Dossier. Der Mann in Blau scheint nicht die Absicht zu haben, weitere Ausführungen zu machen, vielleicht erwartet er, dass ich etwas sage, aber ich enttäusche ihn. Ich schaue zuerst ihn an, dann die beiden anderen, die in einer Reihe mir gegenüber an dem langen Tisch mit Marmorplatte sitzen. Dann rücke ich den Ausschnitt meines T-Shirts zurecht und lasse die Glieder meines Quarzarmbands durch die Finger gleiten, als wäre es ein kleiner Rosenkranz. Ich sehe auf die Uhr: Es ist zwei. Über uns brennt die Sonne auf die Dachziegel, und hier drinnen ist die Luft abgestanden.

»Wollen Sie etwas hinzufügen, Dottor Alamanni?«, fragt der Mann in Blau den Typen, der zu seiner Linken sitzt. Rosa Polohemd, um die vierzig, bisher hat er seinen Blick auf den Spalt des angelehnten Fensters gerichtet und dabei auf einem Bügel seiner Brille herumgekaut. Er ist Psychologe, kommt von der Zentrale in Rom. Bevor er etwas sagt, seufzt er und reibt sich die Lider.

»Mastronero ist ein ausgesprochen asozialer Charakter mit

paranoiden Zügen. Er weist eine starke psychische Unausgeglichenheit auf, die wahrscheinlich mit gewohnheitsmäßigem Drogenkonsum in Verbindung steht. Die Abstinenz von Drogen und der Verlust seines – wenn wir so wollen – normalen Bezugsrahmens können bei ihm zu depressiven Spitzen führen, deren Beschaffenheit und Schwere nicht leicht vorherzusehen sind.«

Schlimmer konnte es für mich beim ersten Auftrag nicht kommen. Ich nicke, würde aber am liebsten aufstehen und gehen.

»Wann trifft er hier ein?«, frage ich.

Der andere antwortet mir, der zur Rechten.

»Heute Nacht. Nicht vor eins, glaube ich.«

Hemd mit orangefarbenen Streifen, das er über der Hose trägt, fitnessgestählte Figur und das Gesicht eines Draufgängers (der Netteste von den Dreien, würde ich sagen: jedenfalls hat er mich sofort geduzt). Er heißt Reja, ist Sovrintendente, im Grunde ist er der Verbindungsoffizier zwischen der Zentralen Abteilung Zeugenschutz und der regionalen Polizeieinheit, zu der ich von heute an offiziell gehöre.

»Wird er allein hierher überstellt?«

»Ja.«

»Frau und Kinder stehen nicht unter Schutz?«

Der Psychologe räuspert sich. Der Typ im blauen Anzug antwortet mir, als er schon die Hände auf den Tisch gestützt hat, um aufzustehen. Er trägt einen goldenen Ring, breiter als ein Ehering, und außerdem hat er ihn am Mittelfinger.

»Daniele Mastronero ist vergangenen Monat achtzehn geworden.«

Zwischen den irgendwie ungeordnet zusammengestellten Skeletten sind Reja und ich allein zurückgeblieben. Der Sovrintendente geht von einem der großen Schaukästen zum anderen, um sich die Beine zu vertreten. Er hat dreihundert Kilometer zurückgelegt, die anderen beiden wohl noch mehr. Interessiert schaut er sich den Mammutschädel an, der

an zwanzig Zentimeter breiten Ledergurten von der Decke herunterhängt (allein auf dem Stoßzahn könnten bequem ein Dutzend Kinder sitzen).

»Was ist denn ein *Fläschchen?*«, frage ich. (Man ist halt neugierig.)

»Mehr oder weniger Acid aus LSD, Kokainbase und Bikarbonat. Sie stellen es in Halbliter-Plastikflaschen her. Ich glaube, man inhaliert es durch einen Strohhalm.«

»Hat unser Mann sich nach der Festnahme entschlossen zu kooperieren?«

Reja dreht sich ruckartig um, als wäre er bis vor einer Sekunde in Gedanken versunken gewesen, hebt die mächtigen Schultern und öffnet eine schwarze Gürteltasche, die unter seinem weiten Hemd verborgen war.

»Scheint so. Nach Meinung der Staatsanwaltschaft riskiert er eine Menge. Die Kommission muss innerhalb einer Woche über das Schutzprogramm entscheiden. Aber wenn sie es in die Länge ziehen sollten, verlegen wir ihn an einen sichereren Ort.«

Ich sehe aus dem Fenster. Die gelbe Straße unterbricht die akkuraten Rebstockreihen, die so gerade verlaufen wie Rippen im Cord.

»Ist er hier nicht sicher genug?«

»Nein.«

»Es ist aber doch ein ruhiger Ort.«

»Zu ruhig.«

Er gibt mir einen verschlossenen Briefumschlag, weiß und unbeschriftet, erklärt mir, dass ich die ganze Woche damit auskommen muss. Ich stecke ihn in die Handtasche, ohne ihn zu öffnen (von der Dicke her würde ich sagen: tausend Euro in Fünfigern).

»Wir haben uns gedacht, dass auch der Leiter des Zentrums nicht erfahren sollte, wie der Neuzugang wirklich heißt«, sagt er und kramt wieder in seiner Gürteltasche. Ich weise darauf hin, dass Padre Jacopo darauf besteht zu wissen, wen er aufnimmt, und mir Probleme machen könnte.

»Das kriegst du schon hin. Sein Name ist der, der auf den Tarndokumenten steht, und fertig.«

»Und wo sind sie, die Tarndokumente?«

»Kommen heute Nacht mit ihm an.«

Er setzt sich auf den Tisch, schiebt sich seine Locken aus der schweißnassen Stirn. Zwischen seinen Fingern funkelt ein grün fluoreszierendes Stäbchen. Ich weiß nicht recht, was das ist.

»Und im Zentrum? Weiß da schon jemand, dass du von der Polizei bist?«

»Nein. Nur Padre Jacopo.«

»Perfekt. Für alle anderen, Mitarbeiter eingeschlossen, bist du die ältere Schwester unseres Mannes. Und der muss den Kontakt zu den anderen im Zentrum auf das unvermeidliche Minimum beschränken.«

»Und damit meinst du?«

»Damit meine ich: null.«

»Im Zentrum sind keine anderen Vorbestraften.«

Er mustert mich erstaunt, aber überheblich.

»Das möchte ich sehen, Kollegin. Machen wir weiter: Er weiß, dass du Rosa heißt und von der Polizei bist. Wenn es irgendein Problem gibt, löst du es für ihn. Punkt. Er darf nicht wissen, wo du wohnst, wie du mit Nachnamen heißt, ob du verheiratet bist, nichts. Er darf deine Nummer nicht haben, auch weil es im Augenblick gut ist, wenn er vergisst, wie ein Telefon überhaupt aussieht. Und egal was ist, Padre Jacopo kann dich Tag und Nacht erreichen, haben wir uns verstanden?«

»Wir haben uns verstanden.«

»Noch etwas: Hier in der Gegend fällt ein neues Gesicht allen auf. Also: Große Spaziergänge nur innerhalb des Geländes, und nur wenn du dabei bist. Klar?«

(Es ist klar, dass ich bei einem solchen Typen mehr oder weniger als Strafvollzugsbeamtin fungiere.) Ich möchte ihm sagen, dass ich mich nicht mehr dazu in der Lage fühle. Doch das kann ich jetzt nicht, dies ist mein erster Auftrag, und

ich klammere mich an die einzige positive Seite des Ganzen. Es dauert höchstens eine Woche, dann geht »die dringlichen Sonderschutzmaßnahmen unterstellte Person« in eine große Stadt, weit weg von hier, und wird unter Aufbietung weniger dringlicher Schutzmaßnahmen von irgendjemand anderem in Obhut genommen.

Reja kommt mit seiner Liste von Handlungsanweisungen ans Ende. Es ist eine besondere Lage, und dieser Typ muss sich die Regeln fest einprägen, und zwar sofort. Er muss wissen, dass ich der Zentralen Abteilung über alles berichte, selbst darüber, wie viele Zigaretten er raucht. Bei der kleinsten Verfehlung: Ende der Ferien und Rückkehr ins Gefängnis.

»Und dann hat er ein Problem«, sagt Reja schließlich, hebt die Augenbrauen und verzieht die Lippen. Das ist kein Lächeln, nur Haut, die sich auf dem kantigen Draufgänger Gesicht spannt. Zum Schluss reduziere ich die Möglichkeiten auf zwei, die da wären: Der Typ verbringt im Gefängnis entweder die nächsten drei Jahre in Isolationshaft, oder er lebt höchstens drei Tage, gerade so lange, wie sie brauchen, um eine Gelegenheit zu finden, ihm die Kehle durchzuschneiden.

Reja steht auf und tritt ans Fenster.

»Man kommt hier um vor Hitze.«

»Padre Jacopo hat Anweisung gegeben, nichts anzufassen und die Fenster nicht zu öffnen.«

Diese Räume darf seit einer ganzen Weile niemand mehr betreten. Es heißt, die naturwissenschaftliche Sammlung der Abtei soll in einem Jahr wieder geöffnet werden. Reja sieht sich einen alten Luftfeuchtigkeitsmesser an, ich bleibe vor einem anderthalb Meter hohen Schaukasten mit dem perfekt erhaltenen Skelett eines kleinen Dinosauriers stehen. Es ist einer von diesen zweibeinigen mit kurzen Vorderpfoten. Auf der angelaufenen Tafel steht, dass es sich um eine Rekonstruktion handelt, Geschenk eines argentinischen Museums.

Reja stößt geräuschvoll die Luft aus. Ich sollte keine weiteren Fragen stellen, tue es aber trotzdem.

»Kommt sein Anwalt auch mit?«

»Das weiß man im Augenblick nicht.«

»Wird er in der Zeit hier verhört?«

»Sicher. Doch wo und wann, erfahren wir erst im letzten Moment. Jetzt lass uns überlegen, wo wir ihn unterbringen: nicht im Erdgeschoss, kein Balkon, nur eine Tür und möglichst zwei leere Zimmer daneben. Geh du dir das bitte anschauen. Wenn im Zentrum irgendwelche Transen oder Rumanen sind, erkennen die schon an meinem Gesicht, dass ich ein Bulle bin.«

Am Gesicht vielleicht nicht. Am Gang und an der Art zu reden, das könnte allerdings sein. Er ruft mich zurück, als ich schon an der Tür bin.

»Fast vergessen: Hier ist Material, das du dir besser ansehen solltest.«

Von dem grün fluoreszierenden Stick baumelt ein schwarzes Bändchen.

»Hier sind die Daten seiner Komplizen drauf, Aktenvermerke, vertrauliche Quellen, die alles Mögliche über ihn erzählen. Wenn du dich wirklich amüsieren willst, gibt es auch die Geschichte dieser ganzen Scheiße, die in den letzten Wochen da unten passiert ist. Niederschriften, Berichte, Abhörprotokolle. Auch Fahndungsfotos von Leuten, die sich auf die Suche nach ihm machen könnten. Man weiß nie.«

Ich fummle schon wieder am Kragen meines T-Shirts herum, Reja hebt eine Augenbraue und fügt hinzu:

»Nur die Ruhe, ich habe gesagt: Man weiß nie. Dottor D'Intrò besteht darauf, dass man in solchen Situationen besser einen Gesamtüberblick hat.«

Ich fürchte, jetzt verstehe ich. Dieser Cocíss ist in Gefahr, weil er versprochen hat, über die Aprilfehde, wie die Zeitungen sie genannt haben, auszusagen. Mehr als zwanzig Tote in einem Monat, und letzte Woche ein Blutbad mitten im Zentrum. Sie haben einen Vorbestraften umgebracht und

dabei zwei Mädchen getötet, die nichts damit zu tun hatten. Acht Jahre alt, vielleicht neun, nicht mehr. Von Nunzia und Caterina haben alle eine ganze Woche geredet, es sind die einzigen Opfer, die für den Rest Italiens noch ein Gesicht und einen Namen haben. Jetzt habe ich das Gefühl, sie hier zwischen den Fingern zu halten. Alles, was von ihnen bleibt, Bröckchen elektronischer Asche in einer Urne aus grünem Plastik. Ich schließe meine Finger fest darum und stecke den USB-Stick in die Handtasche.

»Du darfst diese Dateien auf keinen Computer laden, auch nicht im Büro. Nicht ausdrucken, und wenn du den Stick mit dem Computer verbindest, kontrollier vorher, dass du nicht online bist, okay? Ach, er wird dich nach einem Passwort fragen. Es ist ›Cociss‹.«

»Wie geschrieben?«

»Mit C und zwei S hinten.«

Er wiederholt ihn noch einmal, den Kampfnamen von Daniele Mastronero, und die beiden S am Ende kommen mir vor wie das Zischen eines Messers, mit dem man meuchlings zusticht.

Am Ende des Südflügels finde ich eine Unterkunft, die mir alle Anforderungen Rejas zu erfüllen scheint. Das Zimmer ist groß, geht auf einen kleinen Garten mit einem Mandelbaum und einer Bougainvillea hinaus. Padre Jacopo lehnt die Matratze ans Fensterbrett und lässt die Bettlaken wechseln. Er will, dass sie neu sind. Wegen der symbolischen Bedeutung, erklärt er mir (wo sich einer wie Cociss wohl symbolische Bedeutungen hinsteckt?).

Weil das Waschbecken nicht abfließt, schraubt Padre Jacopo das Abflussrohr auf. Als ich ihm sage, dass der neue Gast nicht vor ein Uhr nachts eintreffen wird, hält er die Zunge um die fest sitzende Mutter geschlossen und sieht mich an.

»Nachts wird hier geschlafen.«

»Ich kann da nichts machen.«

»Es scheint ein besonderer Fall zu sein.«

Ich gehe nicht darauf ein.

»Kommt er mit Bewachung?«

»Außer mir noch zwei Kollegen.«

Alles in allem gefällt mir dieser Mann, er hat große, ehrliche Hände und fettige Fransenhaare, ein bisschen siebzigere Jahre. Er schraubt die Mutter mit den Fingern fertig ab, zieht das Rohr heraus, und die Schüssel füllt sich mit einem schwarzen Matsch aus Haarknäueln. Er wischt sich die Hände an den Leinenhosen ab und schaut mich durch seine von Fingerabdrücken verschmierten Brillengläser an.

»Wir könnten ihn durch das Tor der Toten hereinbringen.«

Ich reiße die Augen auf, und er bemerkt es.

»Das ist nur das Gittertor hinten am Friedhof. Die Mönche nennen es so. Dann geht ihr durchs Kloster und kommt genau hier heraus, am Ende des Gangs, ohne alle aufzuwecken.«

Er steht auf, stützt sich dabei an die Wand. Ich sage ihm, dass mir das eine ausgezeichnete Lösung zu sein scheint.

»Aber man muss Frate Jacques um die Schlüssel und die Erlaubnis bitten. Und mit mir redet Frate Jacques seit zwei Monaten nicht mehr.«

Er erklärt mir, dass die Mönche die Einrichtung des Zentrums nicht verwunden haben. Sie sind ja nur noch zu fünft oder sechst und schaffen es nicht mehr, sich um alles zu kümmern. Er erklärt mir haarklein, dass die Räume verteilt worden sind, die Abmachungen klar: Die Mönche haben die Kirche behalten, einen Flügel des Klosters, den Kapitelsaal, den botanischen Garten und die Apotheke, während das Zentrum das allgemeine Gästehaus und jenes des Granduca, den Flügel der Laienbrüder, die alten Stallungen, das Land und das Museum bekommen hat.

»Und was für Probleme gibt es dann?«

»Das Problem ist, dass ich die Mädchen nicht daran hindern kann, sich im Badeanzug zu sonnen, zu tanzen und Musik zu hören.«

Frate Jacques ist klein, zäh und Franzose. Aus der Ariège, erklärt er mir. Ich gebe mich interessiert, aber für mich ist Frankreich das Land des Schlafes. Jede Region, jede Stadt erinnert mich nur an eines: die Sommernachmittage, wenn ich nach dem Meer im Arm meines Vaters einschlief, der sich die Tour de France ansah. Er verfolgte alle Etappen, von einem Liegestuhl aus, nachdem er den mächtigen Fernsehapparat zur Glastür Richtung Garten gedreht hatte. Er fischte Obst aus einer Plastikschale, und ich schlummerte ein, während ich seine Brusthärchen kräuselte, die weiß vom Salzwasser waren, noch nicht vom Alter. Ich war fünf Jahre alt.

Dann sechs, dann sieben, dann, mit acht Jahren, wog ich zu viel, und ihm wurde zu warm bei der Sache, und er wollte nicht mehr.

An meinem zehnten Geburtstag, im Juli, hatten wir nicht einmal mehr das Haus am Meer. Es war das Jahr, in dem mein Bruder zum ersten Mal von zu Hause weglief.

»Dies ist ein Ort der Besinnung und des Gebetes«, sagt Frate Jacques zu mir.

Neben dem Computer, auf einem kleinen halb ovalen Schreibtisch am Fenster, sehe ich die Taschenbuchausgabe der *Bekanntnisse* liegen.

»Ich habe an einer Examensarbeit über den heiligen Augustinus geschrieben, wissen Sie.«

»Tatsächlich?«

»Ja, über die antipelagianische Polemik.«

Wir reden eine Viertelstunde darüber, Frate Jacques ist enttäuscht, dass ich die Arbeit nicht abgeschlossen und *also* auch kein Examen habe. Und (noch einmal: *also*) die Studien und Forschungen nicht fortgesetzt habe und (zum letzten Mal: *also*) in die Arbeitswelt eingetreten bin, in einen Bereich, in dem sich allgemein wenig Philosophen finden.

»Und welcher Bereich ist das?«

»Ich bin Polizistin.«

Einen Augenblick lang sieht er mich an, als wäre ich oben

ohne in sein Büro gekommen. Ich gebe ihm nicht die Zeit, sich zu erholen.

»Hören Sie, heute Nacht müssen wir eine Überwachungsmaßnahme durchführen. Das stellt für das Zentrum natürlich eine ... sagen wir ... ungewöhnliche Situation dar.«

Er würde mir gern sagen, dass er das wusste, dass es klar war, dass er sich das gedacht hat. Doch er bleibt in seiner Rolle, streichelt seine Hände und tut, als bedaure er das.

»Ich möchte Sie freundlich um einige Schlüssel bitten. Ich vertraue darauf, dass die Angelegenheit unter uns bleibt, auch Padre Jacopo darf nichts davon wissen, Sie verstehen mich.«

Er ist hochzufrieden, mich zu verstehen, der kleine Franzose.

»Welche Schlüssel brauchen Sie denn?«

»Die zum Tor der Toten«, antworte ich.

Ich sehe zu, wie die drei in die schwarze Limousine mit den schlammbespritzten Kotflügeln steigen. Der Wagen steht neben dem von Holzbalken getragenen Heuschuppen. Reja am Steuer, der Psychologe hinten, der Mann in Blau ist noch mit Telefonieren beschäftigt und lehnt an der Beifahrertür. Er hat sich das Jackett ausgezogen, und zwischen den Knöpfen seines Hemds schlängelt sich das Kabel des Ohrhörers.

Er hat eine fleischige Nase und die dicken Augenbrauen eines Mannes, der mit Kopfstößen einen Berg aus dem Weg räumen könnte. Und so habe ich gleich bei meinem ersten Auftrag niemand Geringeren als den Hauptkommissar Paolo D'Intrò kennengelernt, den Chefermittler der Operation Antigone. Zweiundsechzig Festnahmen in einer Nacht unter den Clans Scurante und Incantalupo, ich weiß nicht mehr, wie viele Kilo beschlagnahmtes Heroin, das Viertel 167 bis zum Morgengrauen belagert, der Supermarkt der Drogen durch eine Blitzaktion geschlossen. Wenigstens für ein paar Tage.

Zweiundsechzig Festnahmen, darunter Daniele Mastronero, genannt Cocíss, der Typ, um den ich mich kümmern

muss. Sie haben sich zu dritt aufgemacht, um mir seine Ankunft anzukündigen und mir zu erzählen, was für eine Bestie er ist. Und ich wollte Nein sagen, Entschuldigung, aber das schaffe ich nicht. So einer, für mich? Ich bin gerade mit dem Lehrgang fertig, und bis vor einem halben Jahr war ich bei der Verkehrspolizei. Was soll das denn? Das ist doch verrückt.

Das Auto fährt zwischen den Reihen der Rebstöcke entlang. Man könnte meinen, dass an einem Ort wie diesem nie irgendwas passiert. Weit gefehlt.

Viertel vor sechs. Was mache ich noch hier? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich mich lieber zwischen den Wirbelsäulen aus Kalk und den polierten Lackschaukästen einschließen lassen möchte, als meinen ersten Auftrag anzugehen. Scheiße, muss das denn ausgerechnet mir passieren?

Ich betrachte den kleinen rekonstruierten Dinosaurier, sein Skelett im Lauf für immer festgehalten. Ich beuge mich vor, um noch einmal zu lesen, was auf dem Schild steht. Nur so, um mich abzulenken.

*Eoraptor*. Das heißt Jäger der Morgenröte. Ich lese, dass mit ihm die Dinosaurier auftreten, denn in einem gewissen Sinn ist er eine Art Prototyp. Sein Gebiss ist zum Teil noch das eines Pflanzenfressers. Ein kleines, schnelles, primitives Tier, erschienen und ausgestorben in der Oberen Trias. Das heißt: vor ungefähr 230 Millionen Jahren.

Ich lasse das Halbdunkel, die Stoßzähne und den Staub hinter mir. Schließe die Tür des Raums, und der Jäger der Morgenröte rennt wieder durchs Dunkel (warum nur hat die Natur immer wieder das Bedürfnis, neue Jäger zu schaffen?).

Vor 230 Millionen Jahren.

Ich gehe die Treppe hinunter. Was ist da schon eine Woche.

Ich gehöre zu den Jägern des Abendrots.

Davon existieren verschiedene Subspezies: junge Berufstätige, Karrierefrauen, Singles, Geschiedene und kinderlose

Paare. Wir ziehen erst nach sieben Uhr abends im Supermarkt unsere Kreise. Wir bevorzugen Einkaufswagen. Wir kommen an die Kasse, wenn der Parkplatz sich schon geleert hat.

Wir kommen an die Kasse, und unser Handy klingelt. Immer.

Es ist meine Mutter, und sie legt sofort los. Mein Vater schließt sich jetzt jedes Mal, wenn das Telefon klingelt oder es an der Tür läutet, in den Keller ein. Er hat Angst vor nicht näher bezeichneten Gläubigern. Er sieht ein Dutzend Mal am Vormittag im Briefkasten nach, weil er zu Protest gegangene Wechsel oder bedrohliche Anwaltspost erwartet. Den Nachmittag dagegen verbringt er mit der Kontrolle von Kontoauszügen und Belegen jeder Anschaffung der letzten fünf Jahre, die, nach Monaten abgeheftet, aufs Sorgfältigste in einer Schublade verwahrt werden. Er ist davon überzeugt, dass die Bank ihm Geld abgenommen hat, was nicht stimmt (jedenfalls *nicht in dem Maße*, wie er es behauptet). Meine Mutter wollte alles wegwerfen, doch er hat die Schublade rausgezogen und sich damit in der Abstellkammer eingeschlossen. Dort drinnen ist er eine Stunde geblieben.

Sie sagt, dass sie noch vor ihm im Irrenhaus landet.

Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll, auch weil sich die Kassiererin inzwischen mit meiner EC-Karte herumschlägt. *Zahlung nicht möglich*. Wieso denn das?

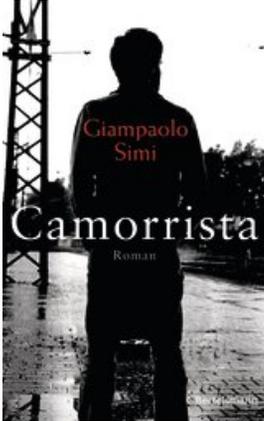
Im Hintergrund höre ich meinen Vater schreien. So, wie es klingt, kapiere ich, dass er wirklich im Keller ist. »Du bist eine Lügnerin! Warum erzählen Frauen bloß all diese Lügen?«

Die Leute in der Schlange an der Kasse sehen mich inzwischen alle böse an. Die Jäger des Abendrots sind keine geduldige Spezies.

Das Gehalt müssten sie mir schon überwiesen haben. Doch jeden Monat machen sie das gleiche Spielchen mit der Wertstellung.

»Dann nehmen wir die Kreditkarte, entschuldigen Sie.«

Ich stopfe die Sachen irgendwie kreuz und quer in die Tüte



Giampaolo Simi

## **Camorrista**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-03798-7

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: November 2009

Psychologisch dichter, hoch spannender Krimi über die Camorra und ihre Methoden

Die Polizistin Rosa erlebt ihren ersten Einsatz im Zeugenschutzprogramm: Sie muss den jungen, aussagewilligen Camorra-Boss Cocíss an einem geheimen Ort bewachen, um ihn vor der Rache seiner eigenen Leute zu bewahren. Doch Rosa merkt schnell, dass die Camorra das Versteck längst kennt. Sie entschließt sich eigenmächtig zu einer Flucht mit dem Camorrista, auch wenn sie sich damit in äußerste Gefahr begibt. Andererseits gibt es zwischen ihr und Cocíss auch Momente von Komplizenschaft und Nähe. Doch kann sie ihm wirklich trauen?

Ein atemberaubend spannender Thriller und ein außergewöhnlicher Einblick in die Welt der Camorra.